

(Nachdruck verboten.)

10]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Die Halle der Puddelöfen, eine der größten des Werkes, war tagsüber erfüllt von dem furchtbaren Getöse der Walzwerke. Aber jetzt in der Nacht standen diese still, und mehr als die Hälfte des gewaltigen Raumes lag in tiefer Finsternis. Von den zehn Puddelöfen waren nur vier in Tätigkeit, die von zwei Quetschhämmer bedient wurden. Da und dort flackerte eine schwache Gasflamme im Luftzug, von den dicken Massen der Dunkelheit umlagert, welche die Halle erfüllte und in der man kaum die schweren, rauchgeschwärzten Träger unterscheiden konnte, die das Dachgebälke bildeten. Wasserrauschen drang aus der Finsternis hervor, der gestampfte Boden, buckelig und durchfurcht, bildete hier eine überliefende Lache, dort einen Haufen von Kohlenasche und Abfällen. Überall der Schmutz der vernachlässigten, aller Fröhlichkeit beraubten, der verwünschten, zum Fluch gewordenen Arbeit, in dieser schwarzen, raucherfüllten, widerwärtigen Höhle. In ungehobelte Bretter, die eine Art von Verschlag bildeten, waren Riegel eingeschlagen, an welchen die Straßenkleider der Arbeiter, blaue Leinwandhosen und Lederschürzen hingen. Und dieser finstere, trübselige Ort erhellte sich nur dann mit einem grellen Schein, wenn ein Puddelmeister die Thür seines Ofens öffnete, aus dem dann eine blendende Lichtgarbe emporstach, welche die Finsternis der Halle durchdrang wie die Strahlen eines Gestirns.

Als Lucas eintrat, war Bonnaire im Begriff, die zweihundert Kilogramm schmelzendes Roheisen, die hier in Stahl verwandelt wurden, zum letztenmal umzurühren. Die ganze Prozedur des Puddelns nahm vier Stunden in Anspruch, und die schwerste Arbeit war dieses Umrühren, nach den ersten Stunden ruhigen Zusehens. Mit beiden Händen eine fünfzig Pfund schwere Stange haltend, wendete der Puddelmeister, in der brennendheißen Ausstrahlung stehend, zwanzig Minuten lang das glühende Metall auf der Sohle des Ofens herum. Mit dem flachen Ende der Stange fuhr er am Boden des Herdes hin, drehte und knetete die riesige, einem Sonnenball gleichende Kugel, in die nur er mit seinen glutgewohnten Augen blicken konnte, um an ihrer Farbe zu erkennen, wie weit die Arbeit vorgeschritten war. Und als er die schwere Stange zurückzog, war ihr flaches unteres Ende rotglühend, von Funken umsprüht.

Mit einer Gebärde bedeutete Bonnaire seinem Geizer, das Feuer zu verstärken, während der andre Arbeiter, der zweite Puddler, eine Stange ergriff, um seinerseits eine Umrührung vorzunehmen.

„Sie sind wohl Monsieur Bonnaire?“ fragte Lucas, der sich genähert hatte.

Erstaunt über den Besuch zu dieser Stunde, erwiderte der Arbeiter mit behaglichem Kopfschütteln. Bloß mit Hemd und blauer Leinwandhose bekleidet, bot er einen schönen Anblick mit seinem weißen Halbe und rosigen Gesichte, in der sieghaften Anstrengung der Arbeit. Er war ein Mann von kaum fünfundsiebzig Jahren, ein blonder Riese mit kurzgeschnittenen Haaren, mit breitem, kräftigem Gesichte, das einen gelassenen Ausdruck trug. Sein großer fester Mund, seine ruhig blickenden Augen verrieten eine gerade und gutherzige Natur.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich erkennen,“ fuhr Lucas fort. „Ich habe Sie letzten Sommer kennen gelernt, und habe damals längere Zeit mit Ihnen gesprochen.“

„Wichtig,“ sagte nach kurzem Besinnen der Puddelmeister. „Sie sind ein Freund von Monsieur Jordan.“

Aber als der junge Mann nun, ein wenig verlegen, auf den Anlaß seines Besuches überging, ihm von seiner Begegnung mit der unglücklichen Josine, von den Szenen erzählte, deren Zeuge er gewesen, und wie die Ärmste nun auf die Straße gestoßen sei und nur durch seinen guten Willen ein Obdach erlangen könne, verfiel der Arbeiter wieder in Schweigen. Auch er war verlegen, und beide Männer blieben eine Weile stumm, während der Quetschhammer, der die beiden Rücken an Rücken stehenden Oefen bediente, seine betäubenden Schläge ertönen ließ. Als der Puddelmeister sich wieder verständlich machen konnte, sagte er einfach:

„Gut, ich werde thun, was ich kann. Sobald ich fertig bin, in dreiviertel Stunden, gehe ich mit Ihnen.“

Obgleich es schon nahe an elf Uhr war, entschloß sich Lucas zu warten, und er wendete seine Aufmerksamkeit vorerst der Schere zu, welche in einem dunklen Winkel die aus den Puddelöfen kommenden Stahlbarren in Stücke schnitt, mit einer leichten Ruhe, als ob sie Butter schnitte. Bei jedem Niedergehen der Scherenbade fiel ein Stück herab, die Stücke häuften sich rasch und wurden in Schubkarren in die Züllkammer geführt, wo sie zu je dreißig Kilogramm in Blechkästen gefüllt wurden, um dann in die Halle der Ziegelgußöfen transportiert zu werden. Durch den rosigen Schein angezogen, der aus dieser Halle drang, trat Lucas ein.

Es war ein weiter und hoher Raum, ebenso schwarz, schmutzig und vernachlässigt wie die Halle der Puddelöfen, die er eben verlassen hatte. Auf dem unebenen Boden öffneten sich, von Nische und andern Abfällen umgeben, sechs Ofenbatterien, jede mit drei Abteilungen. Diese schmalen und langen glühenden Gruben, deren massige Fundamente durch das ganze Untergeschoß hinabreichten, wurden durch ein Gemisch von Gas und Luft erhitzt, dessen Temperatur der Schmelzmeister mit Hilfe eines Ventils regulierte. Auf den Centralherd, auf den unterirdischen, unaufhörlich thätigen Blutvulkan mündeten also sechs Spalten, welche den gestampften Boden der finsternen Halle durchschnitten. Lange Deckel, aus Ziegeln bestehend, die in einem Eisenrahmen festgehalten wurden, bedeckten die Oefen. Aber diese Deckel berührten sie nicht, und aus den Spalten drang ein intensives rosiges Licht hervor; wie von ebensoviele Sonnenausgängen schossen die Strahlen aus dem Boden heraus und erweiterten sich in hellen Kegeln bis hinauf an die staubigen Scheiben des Dachs. Und wenn ein Arbeiter im Laufe der Prozedur einen der Deckel entfernte, schien es, als ob das Gestirn selbst aus dem Boden auftauchte, und die Halle erfüllte sich mit dem hellen Licht eines Morgenroths.

Lucas kam eben dazu, wie ein Ofen gefüllt wurde. Die Arbeiter ließen die Ziegel aus feuerfestem Thon, die vorher glühend gemacht worden waren, hinab, und schütteten dann mit Hilfe eines Trichters die mit Stahlstücken gefüllten Blechkästen hinein: dreißig Kilogramm für jeden Ziegel. In drei oder vier Stunden war der Schmelzprozeß vollendet; dann kam die mörderische Arbeit: das Herausheben und Ausleeren der Ziegel, das Ausziehen und Sieben. Und als Lucas sich einem andern Ofen näherte, wo die Gehilfen mit Hilfe langer Stangen sich eben überzeugten, daß der Guß gar sei, erkannte er in dem Auszieher, der die Ziegel herausheben sollte, Fauchard. Bleich, ausgedörrt, mit hagerem, vertrocknetem Gesichte, hatte Fauchard Riesenkraft in den Armen und Weinen behalten. Die furchtbare, stets gleichbleibende Arbeit, die er seit vierzehn Jahren verrichtete, hatte nicht nur seinen Körper verzerrt und verbogen, sondern noch mehr seinen Geist beeinträchtigt; jede Individualität in ihm war vernichtet, er war zur Maschine herabgesunken, die gedankenlos, mit stets wiederholten Bewegungen ihre Arbeit verrichtete, zum seelenlosen Element, das mit dem andern Element, dem Feuer, im unablässigen Kampf lag. Zu allen körperlichen Schäden, den hinausgezogenen Schultern, den hypertrophischen Gliedmaßen, den von der Blut verbrannten und geschwächten Augen, war er sich auch seiner geistigen Verkümmern bewußt; denn mit sechzehn Jahren in den Nachen des Ungeheuers gefallen, nach einer höchst unvollkommenen und plötzlich unterbrochenen Erziehung, erinnerte er sich immer noch, daß er einmal Intelligenz besessen, eine Intelligenz, die heute dem Erlöschen nahe war, vernichtet von der mörderischen zeretzenden Arbeit, ertötet von der unbarmherzigen Tretnmühle, in der er gleich einem blinden Tiere arbeitete. Er hatte nur noch ein Bedürfnis, nur noch eine Freude: trinken, seine vier Liter Wein trinken an jedem Tage oder in jeder Nacht, die er arbeitete, trinken, damit der Ofen ihm nicht seine ausgedörrte Haut wie Zunder verbrenne, trinken, um nicht zu Staub zu zerfallen, trinken, um sich ein letztes Glücksgefühl zu schaffen und sein Leben in dem stumpfen Behagen eines unaufhörlichen Rausches zu beschließen.

Diese Nacht hatte Fauchard sehr gefürchtet, daß er noch

etwas von seinem Blut vom Feuer werde verdampfen lassen müssen. Aber gegen acht Uhr war ihm die freudige Ueberraschung geworden, daß ihm Natalie, seine Frau, die vier Liter brachte, die sie von Cassiau auf Kredit genommen, und auf die er schon nicht mehr gerechnet hatte. Sie entschuldigte sich, daß sie ihm nicht einen Bissen Fleisch geben könne, da Dacheux unerbittlich geblieben sei. Niedergedrückt und mutlos in ihrem schweren Schicksal, klagte sie, daß sie morgen nichts zu essen haben würden. Er aber war wieder ganz froh, da er seinen Wein hatte, und sagte ihr, sie möge nur ruhig nach Hause gehen, er werde gleich den andern einen Vorschuß an der Kasse verlangen. Ein Bissen Brot genügte ihm; wenn er nur zu trinken hatte, war er wieder voll Zuversicht. Als die Zeit des Ausziehens da war, leerte er noch einen halben Liter auf einen Zug, tauchte hierauf seine große Leinenschürze in den gemeinsamen Wasserbottich und nahm die Schürze, die ihn ganz einhüllte, wieder vor. Die Füße in großen Holzschuhen, die Hände von nassen Handschuhen bedeckt, mit einer langen Eisenzange bewaffnet, stellte er sich dann mit gespreizten Beinen über den Ofen, von dem man den Deckel entfernt hatte. Aus dem geöffneten Vulkan lochte eine entsetzliche Glut zu ihm empor, und seine ganze Gestalt schien flammend rot wie eine lebende Fackel. Seine Holzschuhe dampften, seine Schürze und seine Handschuhe dampften, sein ganzer Körper schien zu schmelzen. Jedoch ohne jede Hast suchte er mit seinen flammengewohnten Augen auf dem Boden der gluterfüllten Stube den Ziegel, beugte sich ein wenig vor, um ihn mit dem langen Haken zu fassen, straffte dann plötzlich seinen Körper, und mit drei geschmeidigen, rhythmischen Bewegungen, wobei eine Hand erst an der Eisenstange hinabglitt und die andre ihr folgte, zog er den Ziegel empor, hob mit ruhiger Leichtigkeit das Gewicht von fünfzig Kilogramm, welches Ziegel, Guß und Haken darstellten, und setzte den Ziegel zu Boden, der gleich einem Stück Sonne ein blendend weißes Licht ausstrahlte, das sofort in Rosa überging. Dann folgte wieder das Beugen, Fassen, Ziehen, Heben, und so förderte er einen Ziegel nach dem andern herauf, mehr Geschicklichkeit noch als Kraft entwickelnd, von immer wachsender Glut umgeben, inmitten dieser grelleuchtenden Gefäße gelassen hin und her gehend, ohne sich je zu verbrennen, ohne scheinbar ihre unerträgliche Lichtausstrahlung zu fühlen.

Es sollten kleine Geschosse von je sechzig Kilogramm gegossen werden. Die flaschenartigen Formen standen in zwei Reihen bereit. Nachdem die Gehilfen die Schlacken von der Oberfläche des flüssigen Inhalts der Ziegel mittelst langer eiserner Löffel abgeschöpft hatten, welche dampfend, mit purpurrotem Schaum bedeckt, herauskamen, faßte der Gießmeister rasch mit den runden Backen seiner Zange die Ziegel und goß immer zwei in eine Form; das Metall floß in weißglühendem, ganz leicht rösig angeschautem Strahle heraus, unter einem Regen feiner, herrlich blauer Funten. Es war, als ob der Meister leuchtenden, goldfunkelnden Liqueur von einem Gefäß ins andre übergelassen hätte; die ganze Prozedur vollzog sich geräuschlos, mit leichten, sicheren Bewegungen in einfacher Schönheit, während die weite Halle unter dem Glutschein des geschmolzenen Metalls in blendender Helle erstrahlte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Von Zeit zu Zeit blickte der Lehrer tadelnd nach dem Halbe Konrads. Endlich bat er ihn offen, sich doch in seinem Schlafzimmer fertig zu machen. Ungern schien Konrad zu gehorchen. Bohrmann legte ihm Kragen, Stulpen, Wasser und Seife zurecht und ließ ihn allein. Er wollte die Gelegenheit benutzen, Hilde ebenfalls auf die Unordnung in ihrem Kleiderkasten aufmerksam zu machen. Da kam er aber schlecht an. So laut, daß Siegfried erschrak, und daß der Gast es im Nebenzimmer wohl hören mußte, rief sie:

„Den Kindern natürlich hast Du was mitgebracht. Die hast Du lieb. Mir nichts als gute Lehren! Die kannst Du Dir sauer kochen! Und was Du mit der Würde einer Lehrersfrau meinst, das kannst Du mir 'mal aufschreiben, sonst versteh' ich's nicht. Die Würde einer Lehrersfrau ist nicht so viel wert, als 'ne Kase auf dem Bagerl fortträgt. Schaff' an, daß ich mir 'n Mädchen halten kann, dann werde ich auch im Wasser friiert herumwatscheln wie die Lohse. Der . . . Direktor?

Das ist ein sehr vernünftiger Mensch. Und wenn Dein Direktor ohne Kragen herumgeht, so brauchst Du auch nicht auszuweichen wie ein Küster am Sonntag.“

Bohrmann suchte nach etwas, dem Streit ein Ende zu machen.

„Man hat mich in Ostende nicht wie einen Küster behandelt“, sagte er mit leisem Vorwurf. Man hat auf mein Wort sehr viel gegeben. Auf meine Empfehlung hat man Fräulein Reymond engagiert. Er ist unrecht, daß ich ihr die Freudenbotschaft nicht schon gestern abend gebracht habe. Jetzt will ich es aber nicht mehr versäumen.“

In Wahrheit hatte er gestern abend Siegfrieds Freundin vergessen. Bei Nacht aber, als er aus schweren Träumen aufwachte, beruhigte ihn der Gedanke an Fräulein Reymond und daß er wenigstens ihren Dank verdienen konnte.

Mit den beiden Verträgen in der Hand trat er auf den Treppenabsatz hinaus.

Natürlich. Für die dumme Gans habe er immer Zeit übrig. Er solle sich was schämen mit seinen ewigen Durchstechereien. Die Reymond könne bis Nachmittag warten. So verhungert wie sie sei, käme es auf ein paar Stunden nicht an.

Aber Bohrmann beeilte sich hinüberzugehen. Er hörte das alte Weib keifen. Sie verstummte bei seinem Klingeln, aber das Gesicht, mit dem sie öffnete, versprach nichts Gutes.

„Heil zurückgekommen von den Türken, Herr Bohrmann? Sie natürlich habens dazu. Bezahlen ist die Hauptsache. Sie können gut und gern alles gehört haben! Wer nicht bezahlen kann, den kann ich rauschmeißen, wann ich will. Und wer nicht bezahlen kann, der hat sich nicht so zu haben.“

Bohrmann hielt den Vertrag in die Höhe und lachte freundlich.

„Sie sollen sehen, Frau Spindler! Wo ist Fräulein Reymond? Ich habe ihr eine recht gute Nachricht zu bringen.“

Sofort trat Fräulein Reymond auf den Flur heraus. Sie sah verängstigt aus, blaß und abgehäutet. Aber das graue Kattunkleidchen war sauber wie immer und die Scheitel lagen sorgfältig um die hohe Stirne.

„Willkommen, Herr Bohrmann! Was haben Sie gesagt?“

„Eine recht gute Nachricht, mein liebes Fräulein. Hier bringe ich für Sie einen Vertrag mit der Direktion des Kronprinzen-Theaters. Sie brauchen nur Ihren Namen darunter zu setzen, mein liebes Fräulein . . . man, man schätzt Ihr Talent in der Direktion . . . man hält sehr viel von Ihnen. . . Sie sollen in meinem Stück die Vertraute der Königin kre . . . freieren.“

Frau Spindler riß ihm die Blätter aus der Hand und lief damit in die helle Stube hinein ans Fenster, um sich von der Wahrheit zu überzeugen.

„Da brat' mir 'mal einer einen Storch! Und hundert Mark monatlich. Is doch 'ne jute Seele, der Herr Bohrmann.“

Fräulein Reymond war neben Bohrmann stehen geblieben. Zitternd an allen Gliedern, hatte sie seine beiden Hände gefaßt. Jetzt beugte sie sich plötzlich herab. Er erschrak über alle Maßen. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm die Hand küssen, niedersinken, vielleicht nur vor Schwäche. Stark und rasch faßte er sie um. Sie lehnte wie ohnmächtig an seiner Brust.

„Wenn die Not am größten“, flüsterte sie.

Frau Spindler trat wieder auf den Flur.

„Habe ich's nicht immer gesagt? So'n hübsches Mädchen und so talentvoll! Mit die hundert Mark monatlich is es noch nicht alle! Sie müssen wissen, Herr Bohrmann, wenn sie erst auf dem Bettel steht, dann sind die Herren noch ganz anders. Und wegen der bißchen Miete? So is die Spindlern nicht, die Spindlern kann warten.“

Fräulein Reymond konnte vor Freude immer noch nicht lesen. Angstvoll und mit Freudenthränen fragte sie nach den Bedingungen des Vertrags. Bohrmann hatte die Hauptpunkte wieder vergessen oder gar nicht bemerkt. Frau Spindler wußte aber schon alles. Vom ersten September an war sie verpflichtet, und am ersten September schon bekam sie die ersten hundert Mark, in weniger als vier Wochen.

Fräulein Reymond nahm eine kleine Photographie vom Nachtsich und küßte sie.

„Mein Vater! Wenn er doch noch eine Freude durch mich erführe!“

„Ich habe von ihm gehört . . . Er ist wohl sehr streng?“

„Er ist ein außerordentlicher Mensch, mein Vater. So hart wie er gegen mich einmal war, ein einziges Mal, so hart ist er immer gegen sich selbst . . . als er durch eigne Studien seinen Kinderglauben verloren hatte, bekannte er das vor dem Pfarrer. Dann aber setzte er es durch, daß er blieb. Der Pfarrer kann ihn nicht leiden, weil das ganze Städtchen auf seinen Vater schwört. Er war auch vielleicht nur so hart gegen mich, weil er fürchtete, Schwäche gegen mich könnte das Werk seines Lebens zerstören. Er hat mich so lieb! Und ich ihn erst! . . . Darum eben sollte ich ja einen Lehrer heiraten, einen Gehilfen und Fortsetzer für ihn.“

„Ich wäre ihm wohl zu fromm gewesen, Fräulein Reymond.“

„Ach, Herr Bohrmann, scherzen Sie nicht mit so etwas! . . .“

„Schreiben Sie Ihrem Vater wenigstens oft?“

„Nie. Ich werde ihn nie anbetten und nie ihm mein Leid klagen.“

„Und wenn Sie ihm Erfolge zu berichten haben?“

„Dann vielleicht. Darum dachte ich ja eben an ihn. Sonst nie! Ich müßte um Verzeihung bitten. Nie!“

„Sagen Sie das nicht, Fräulein Reymond.“

„Für mich nie!“ rief sie heftig; dann fügte sie weicher hinzu: „Es müßte denn für einen andern sein. Für einen andern könnte ich mich wohl demütigen . . . Wie soll ich Ihnen danken? Wie kann ich's?“ . . .

Still zog sich Bohrmann zurück, um seine Freude nachzugenießen. Im Wohnzimmer waren inzwischen die Kinder erschienen und feierten die Rückkunft des Vaters mit Kaffeetischen.

Da Hilde sofort wieder anfing, jetzt zu Konrad gewendet, auf die dumme Gans, die Reymond, zu schimpfen, setzte sich Bohrmann zu Siegfried und flüsterte ihm zu, er solle nur lässig essen. Auch Fräulein Reymond habe eben eine große Freude gehabt.

XXVIII.

Bohrmann wartete den ganzen Tag darauf, daß sein Direktor davon anfinge, er wolle sich eine Wohnung suchen oder so ungefähr. Konrad aber schien sich ungemein behaglich zu fühlen. Er machte bei Fräulein Reymond einen frühen Besuch und betrachtete sich vorher sogar im Spiegel; „als ob er zur Kirche ginge,“ müßte sich Bohrmann sagen. Von der Reymond kam er in Zerknirschung zurück, erholte sich aber bald wieder, nachdem er Krügen und Manschetten wieder abgelegt und in der Küche eine Flasche Bier getrunken hatte. Er trieb sich überhaupt viel um Hilde herum, erzählte seine Schwänke und Abenteuer entweder ihr allein oder auch wohl den Kindern, wenn diese sich nicht verschenden ließen. Und es freute den Lehrer, den pädagogischen Takt des wüsten Mames zu beobachten, der seinen Ton jedesmal für die Kinderseelen änderte und sich auch durch Lenchens vorwitzige Fragen nicht verleiten ließ, in ihrer Gegenwart seine wilden Coullissen-Schwänke zum besten zu geben. Am Schlüsselloch erhorchte sie wohl nicht viel.

Als Bohrmann am Montag zum ersten Mal wieder von seinen Schülkern nach Hause zurückkehrte, empfing ihn Hilde mit der Frage, ob er denn den Direktor ewig in seinem Hause dulden werde. Er sei ja so weit ein gebildeter und hübscher Mensch und wolle schon heute Abend mit ihr in ein Theater gehen, aber es sei doch nicht Platz genug in der Wohnung, und er habe freche Reden geführt.

Hilde sagte das alles nicht mit dem Nachdrucke, mit welchem sie sonst ihren Willen kund zu thun pflegte. Bohrmann gab zu, daß er den guten Konrad nur für einen Tag aufzunehmen geglaubt habe; aber man könne ihn doch nicht einfach aus dem Hause weisen, das verbiete die Pflicht der Gastfreundschaft; Hilde werde schon das richtige Wort finden, um ihn zum Abzug zu bestimmen.

„Ich sage Dir aber, er ist frech gewesen, sehr frech.“

„Ja, ja, so ist er. Ich hoffe aber, er war nicht bezecht.“

„Nein, das werde sie nicht zulassen, so lange sie ihn bei sich beherbergt.“

„Das ist edel von Dir, meine liebe Hilde. Und beleidigen wollte und konnte er Dich nicht mit seinen Reden. Ich habe das auf der Reise selbst empfunden. Weißt Du, das ist mehr poetisch als beleidigend, wenn er so schimpft. Das ist, wie wenn in den „Räubern“ von Schiller alle Menschen eine heuchlerische Krokodilbrut genannt werden. Man bezieht das nicht auf sich und bleibt ruhig im Theater sitzen. . . . Ich glaube wirklich, ich habe durch meine Reise

weitere Gesichtspunkte gewonnen. Konrad ist ein richtiges Genie, wenn auch ein misratenes Genie. Er scheint sogar Laster zu haben, aber die Nähe der edlen Weiblichkeit wird ihn heilen.“

„Wie Du meinst, Johannes. Das sage ich Dir aber, wenn er immer zu der Reymond hinüberläuft, so muß er aus dem Hause. Wir haben keinen Platz, und es ist auch der Kinder wegen. Lenchen ist sehr schlau für ihr Alter.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ueber Nacht ist vor dem Potsdamer Thor zu Berlin eine Alexandriner-Kaserne des Geistes emporgewachsen; es muß ja bestimmt doch einmal Frühling werden! Wie die Nacht am Schloß dazu bestimmt ist, mit Bajonetten, rauchschwachen Pulver und Metallkugeln umholmäßige und freche Handlungen zu unterdrücken, so dient die Gedanken-Weste vor dem Potsdamer Thor dem hehren und heiligen Ziel, die Unbotmäßigkeit und Frechheit der Ausschauungen zu zerschmettern, ihre Schwärzen sind Strafparagrafen und ihre Bajonette Resolutionen. Der Privatier Adolf Henning, der Reichstags-Abgeordnete für — man verzeihe das harte Wort — Kalan, hat die Art seines scharfen Verstandes an die Wurzel aller Uebel gelegt und der konservative Verein vor dem Potsdamer Thor hat die Offenbarung von Kalan anerkannt und beschlossen, daß die Notlage der Zeit im allgemeinen und der Landwirtschaft im besondern von der gesunkenen Autorität herrühre und daß hinwiederum die gesunkene Autorität in nichts andern Grund und Ursache hat als in der freigeistigen Richtung. Die ganze freigeistige Richtung paßt dem Abgeordneten von Kalan und dem konservativen Verein vor dem Potsdamer Thor nicht im mindesten. Zu Erwägung dessen muß es natürlich anders werden, es muß gefehlich Einhalt geboten und die Alexandriner-Kaserne des Geistes vor dem Potsdamer Thor so hoch gebaut werden, daß sie ganz Mitteleuropa nach Kalans Anregung zu beherrschen vermag.

Die freigeistige Richtung hat allmählich in der That jene Wunderkraft erlangt, mit der man in früheren Zeiten die strenge Rechtgläubigkeit zu belohnen pflegte. Selbst in Rußland schreitet der freie Geist unverwundbar zwischen Kanten und Ketten aufrecht einher. Ein Zerstörer aller Autorität wie Tolstoj bleibt unbehelligt von den Häschern. Vor diesem gebredlichen, allen, kranken Mann bebene die Kosaken scheu zurück; die rechtgläubige Kirche wagt zwar noch, einen machtlosen Damsirahl zu schleudern, den der Gedächtnis lächelnd begrüßt, aber die körperliche Gewalt des Zarismus zerbricht vor den Worten des großen Unheiligen, der in freiem Geiste wandelt — ein Apostel für alle tapfere Sehnsucht.

Da ist es wahrlich hohe Zeit, daß der Privatier Henning im Verein mit seinen Potsdamer Thorbütern der freigeistigen Richtung Einhalt gebietet, die Autorität stärkt und die Welt vor Verderbnis und niedrigen Getreideböse rettet. Selbst in den Ministerien soll ja neuerdings die freigeistige Richtung grassieren. Was dabei herauskommt, kann man schauernd am Finanzminister Miquel beobachten, der seit jeher im Geruch eines gottlosen Freigeistes steht. Zwar hat ihn seine Verwaltung sichtlich mit gleichem Mannon ausgestattet, dieser Scheinlegen ist aber nur ein Blendwerk der Hölle. Unter der glänzenden Goldbede rüstete sich die Strafe des Himmels und in einer der letzten schlaflosen Nächte hatte der unselige Miquel, während er wolkig in seinen Schätzen wühlte, eine fürchterliche Erscheinung, daß das Blut in seinen Adern gerann, der Herzschlag stockte, die Haare sich kräuben und die Arme schlorterten. Ein magischer Mann zwang ihn, zum Fenster hinauszusehen in das Dunkel, und da — erschrick nicht, Leser — erschien über den Wipfeln der noch schlafen Kastranen riesengroß ein feuriges Ungeheuer. Es sah aus wie ein Panzerschiff oder ein Nilpferd oder eine Wasserleiche oder ein Papierkorb im Seeessionsstil. Aber es war nichts von alledem, sondern eine unslätig und unheimlich vergrößerte — Kinderbadewanne. Als das der Finanzminister erkannte, wußte er, daß seine Zeit gekommen sei, daß er dem Lucanis unrettbar verfallen und daß er alsbald aus Gesundheitsrücksichten ins Bad reifen müsse. In der Kinderbadewanne versank alle seine künstliche Herrlichkeit, die eitel war, weil sie nicht auf dem festen Grunde des rechten Glaubens ruhte.

Da hatte Herr Miquel, in der Verneffenheit des weltlichen Verstandes, eine Warenhaussteuer ausgeklügelt, dem ähreren Augenschein nach ein gar feines, festes Geplinnst, umerlich aber war es Mober und — wie es in der Bibel heißt — Mampig. In vier Klassen hatte Herr Miquel alle die Herrlichkeiten der Warenschöpfung eingeteilt. So ein Haus nur eine Klasse führte, blieb es frei von der Steuer, so jedoch zwei, drei, vier Klassen in einem Hause beherbergt waren, mußten sie schlimmen Zins abliefern. Aber der Himmel läßt nicht mit sich spotten. Ist es dem sterblichen Menschen gestattet, in die Schöpfung der Indurische Grenzsteine zu setzen und zu urteilen, wo jegliches Ding hingehöre? Das ist ein Frevel wider die Allmacht der Vorsehung, und so mußte es sich denn begeben, daß der Herrenwahn des freigeistigen Finanzministers elend zu Schanden ward.

Es war aber ein Baby-Bazar, der verkaufte Bindeln und Zäckchen und Bündchen und Gemdchen für Kindlein, so in goldnen Wiegen geboren wurden. Es war offenbar, daß alles dieses in eine Klasse

gehöre und daß somit das Haus frei sei von besonderer Steuer. Indessen der Besitzer des Bazars wußte auch, daß es eine Angewohnheit der garten Kindlein, reinigenden Wassers häufig zu bedürfen, und er erbat sich dieser menschlichen Schwäche und verkaufte auch Baby-Badewannen für die, so sie zahlen konnten. Als das aber Herr v. Miquel erfuhr, entbrannte er in Zorn und er verfügte, daß Badewannen nicht e i n e r Klasse seien mit Windeln, Fächern, Bändchen und Hemden, und daß die seltsam zweifelhafte Firma zur Steuer heranzuziehen sei. Jedoch der Eigner des Babybazars, der ein frommer Mann war, beschwor, daß Baby-Badewannen unlösbar zur Baby-Ausstattung gehörten und er nicht gehalten sei, Steuer zu bezahlen. Daraus erwuchs nun ein gewaltiger Krieg, von dem noch kein Ende abzusehen ist. Wie Troja einst um der geraubten Helena willen in Trümmer fiel, so ertrinkt das Warenhausgesetz, die Autorität ihres Urhebers und damit er selbst in dieser unklassifizierbaren Babywanne. Er starb in einer Kinder-Badewanne, so wird in ferner Zukunft die Weltgeschichte vermelden, wenn sie das traurige Ende des mächtigen, aber gottlosen Finanzministers schildert. Weil ihn die Frömmigkeit innerlich nicht erleuchtete, darum fiel er in die Thorheit der Bier-Klassen-Waren-Steuer und in den tödlichen Abgrund der Kinder-Badewanne. Was ist alle Autorität, die nicht auf dem Fels der himmlischen Wahrheit gezeitigt ist!

Wenn der Privatier Adolf Heming demnächst der freigeistigen Richtung durch Gesetz Einhalt zu gebieten beginnen wird, so wird er den Fall Miquel gewiß hinreichend als Beweismaterial verwenden. Indessen man würde den Potsdamer Thor-Hütern Unrecht thun, wenn man sie nun verdächtigte, sie wollten bloß durch Strafparagrafen die freigeistige Richtung umbringen. Nein, sie wollen auch aus eigener Kraft mit den edlen Waffen der Idee den Unglauben bekämpfen, indem sie die Rentabilität die Freigeistlosigkeit beweisen. Sie beabsichtigen, nachdrücklich innere Mission zu treiben und an jedem Sonntag wird hinfür in Millionen von Exemplaren ein Blättlein „A u t o r i t ä t“ verbreitet werden, in dem an wahrhaftigen Vorgängen aus dem täglichen Leben gezeigt wird, wie sich die freigeistige Richtung befrucht und rechter Glauben belohnt. Es sei aus der Probenummer folgendes Stück mitgeteilt:

Wie der Glauben die Wohnungsnot beseitigt!

August war ein frommer, fleißiger und bescheidener Arbeiter, der oft mit seinem gottlosen Vetter Emil streit, der ein Socialdemokrat war und jede Autorität im Himmel und auf Erden beschimpfte. August aber ging es recht kümmerlich, während Emil viel verdiente, nichts arbeitete und trank und schlammte. Wenn August sein Zimmerchen, das er mit seiner Frau und sechs Kindern teilen mußte, jedes Quartal höher bezahlen mußte, so that er das gelassen und hoffte auf den Herrn, während Emil, der billig und gut wohnte, ihn ansachte.

Für August wurde es immer schwieriger, die steigende Miete aufzubringen, und eines Tags, da er längere Zeit krank gewesen, blieb er den Zins schuldig und wurde von dem hartenherzigen Wirt auf die Straße gesetzt. Er fand keine neue Wohnung, und auch das Ayl war besetzt. In schwerer Verdrängnis irrte der fromme August durch die Stadt, überall, wo er um eine Wohnung anlopfte, wurde er abgewiesen. Vor einem prächtigen Hause fiel er endlich vor Erschöpfung um. Aber kein Fluch kam über seine Lippen, sondern er betete laut. Und siehe da, es öffnete sich die Thür und heraus trat der Geheime Kommerzienrat Christian Schwynke und sprach zu dem am Boden Knieenden: „Du bist ein guter Christ, wie ich sehe. Ich habe gerade eine Wohnung frei mit schönem Garten und sechs hellen Zimmern, Loggia, Badezimmern und allem Komfort. Sie ist auch fertig möbliert, weil der vorige Inhaber, ohne die Miete zu zahlen, ausgerückt ist. Komme also herauf mit den Deinen, und bleib darin wohnen, so lange es Dir gefällt. Ich verlange keinen Zins.“

Und so geschah es. Der fromme August wohnte bis an sein Lebensende in der schönen Wohnung mit Loggia, Badezimmern und allem Komfort. Der ungläubige Emil jedoch warf eines abends, da er betrunken nach Hause kam, die brennende Lampe um und das ganze Haus ging im Feuer zu Grunde. Emil fand nimmer eine neue Wohnung und irt bis zum heutigen Tage immer noch obdachlos umher. — J o c.

Kleines Feuilleton.

or. **Balkons.** Es ist eine eigne Sache mit den Balkons. Im Winter liegen sie stumm und tot, wenn der Frühling kommt, erwachen sie und fangen an zu erzählen, sie erzählen sehr viel. Wenn man ihre Sprache zu deuten weiß, hört man ganze Romane heraus, Stoff für ein Dutzend Bücher wenigstens.

Da sind die Balkons in den vornehmen Vierteln. Eigentlich sind es gar keine Balkons mehr, sie hören auf den stolzen Namen Loggia, sie sind sehr schön, trotz der frühen Jahreszeit strahlen sie schon in üppigster Blumenpracht. Stolge Azaleen, prächtige Hyacinthen, Tulpen und Maiglöckchen schmücken ihre Brüstung, hier und da blüht sogar auch Flieder, Treibhansflücker, aber doppelt kostbar, weil er eben aus dem Treibhaus kommt. Eine bunte Pracht, aber steif, langweilig, nichts daran, was zu Herzen geht.

Manchmal erscheinen Menschen auf dem Balkon. Früh am Morgen zuerst die Dienstmädchen, sie gießen. Wer sollte es denn sonst thun! Die gnädige Frau? Oh — ich bitte! Beim Gießen macht

man sich naß und schmutzig und außerdem ist die Gießflamme schwer. Die gnädige Frau schläft auch noch. Sie kommt erst viel später; so um zehn herum, wenn die Morgenlilie linderen Lüften gewichen ist. Sie setzt sich in einen der zierlichen Balkonstessel und nippt Kaffee aus seiner Meißener Tasse. Dann steht sie auf und geht an den bunten Blumen entlang, steckt das Räschen in die eine und die andre und äugelt dazwischen durch das Stiel-Lorquon auf die Straße hinab. Sie hat es gut, die gnädige Frau, vom ganzen Leben nur die Schönheit und den Duft.

Daneben giebt es andre Balkons. Sie prangen auch schon im Blumenstaud, er ist aber nicht sehr kostbar. Priemeln, Schneeglöckchen, Gelbveigeln, Blattgewächse, billiges Zeug, wie man es in der Markthalle zusammenkauft; man muß aber doch Geld haben, wenn man es kaufen will.

Die Leute hinter den Balkons haben Geld. Vielleicht keine Bandepois, aber doch ein gesichertes Einkommen. Sie haben keine Sorgen. Wenn der Vormittag vorbei ist, läßt Mama die Markise herunter — „eine sehr schöne Markise“, funkelnagelneu und blau gestreift, und alle setzen sich heraus. Mama nimmt das Häkelzeug, die großen Kinder machen Schularbeiten, die kleinen spielen. Wenn Papa vom Amt kommt, setzt er sich auch mit in den Kreis und das Mädchen bringt das Abendessen. Ein sehr gediegenes Abendessen: Wurst, Eier, Schinken, allerlei schöne Sachen und alle hauen tapfer ein. Sie lachen und schwagen, sie sind sehr vergnügt, bloß um die Blumen kümmert sich niemand. Lieber Himmel, Blumen. — man kauft sie wohl, weil sie zum Balkon gehören, man gießt sie auch, weil sie einmal Geld kosten, aber sonst? Wenn man nur ein gutes Abendessen mit Wurst und Eiern und Schinken hat.

Das sind so die gut bürgerlichen Balkons. Und noch andre Balkons: Man findet sie draußen im Osten und im Norden, sie sind eigentlich bloß ein Spott auf einen Balkon. Wüzig klein, wie Schwalbennester kleben sie an den hohen Meißerkornen. Eine Holzwand teilt sie noch für zwei Partien. Es sind die Balkons der kleinen Wohnungen. Was dahinterliegt, sind zwei enge Stuben und oft auch das noch nicht einmal. Es hängt keine Markise darüber, aber Wäsche flattert darauf. Was die Wäsche erzählt! Man hat kein Geld hier. Man knappt sich so durch. Das eine Zimmer hat man vermietet, und doch ist die Wohnung noch viel zu teuer. So muß Mutter selber am Waschtisch stehen.

Es stehen auch keine Blumen auf diesen Balkons, Blumen kosten Geld; nur zum Samen hat man ein paar Groschen übrig. Kahl und dürftig starrt das primitive Laubengerüst in die Luft. Vater hat es in den wenigen Feierstunden selbst gezeitigt. Im Sommer ranken Feuerbohnen und Binde daran empor, ein grünes flattriges Zelt spinnst sich über das Schwalbennest; bis es dahin kommt, heißt es arbeiten und tüchtig arbeiten. Da steht Vater selber oben, er ist knapp aus der Arbeit gekommen, aber er „pumpt“ schon an den Rasten. Eine kleine Gießflamme hat er zur Hand und sprengt ganz vorsichtig, ganz langsam. Jetzt beugt er sich über den einen Kasten und nun wendet er sich nach der Thür und ruft hinein: Da kommt auch die Mutter schon. Sie kommt aus der Küche, die Kermel hat sie hochgekrempt und ihre Hände sind naß. Sie achtet es aber nicht. Sie beugt sich auch über den Kasten und die Kinder gleichfalls. Alle stecken sie die Köpfe zusammen und lachen und jubeln. Im grauen Einerlei des Werktags eine Niesenfreude: die erste Kresse ist aufgegangen. —

Humoristisches.

— Heiße Frage. „... Also mit unsrer Verlobung ist es aus, Arbiru?! ... Wer hat sich denn da erkundigt — Du oder Papa?“ —

— Ein guter Kaffee. Wirt: „... Hier ist Sie aber gegen mehr da — nur noch Gasseel!“

Fremder: „Danke!“
Wirt: „Här'n Se, das ist Sie aber beinahe ganz egal!“ —
(„Krieg. Bl.“)

Notizen.

— Ipsen's „Volksfeind“ geht neueinstudiert noch Ende dieses Monats im Deutschen Theater in Scene. —

— Agathe Barfesen wird am 20. Mai im Berliner Theater ein Gastspiel eröffnen; sie tritt zunächst als Hero in „Des Meeres und der Liebe Wellen“, Parthenia in „Der Sohn der Wildnis“ und Martha in „Schuldig“ auf. —

— Das Meidenz-Theater wird demnächst eine Reihe literarischer Matinee veranstalten. —

— „Kindermörderin“, ein Drama Heinrich Leopold Wagners, eines Dichters aus der Sturm- und Drangperiode der deutschen Litteratur, wird zu Anfang der nächsten Woche im Berliner Theater zur Aufführung gelangen. —

— Das Ensemble des Deutschen Theaters wird in diesem Sommer in Wien und vielleicht noch an einigen Abenden in Budapest gastieren. —

— Das Kölner Wallraf-Richard-Museum hat sich mit einem gefälschten Franz Hals — Kostenpunkt: 45 000 Mark — hineinlegen lassen. —

— Der Verein der deutschen Internisten wird am 22. und 23. April in der Berliner psychiatrischen Klinik (Charité) lagen. —